

Gabriele Schmidt

# KEIMZELLEN DES WANDELS

## Transition-Town-Initiativen als Akteure einer nachhaltigen Stadtentwicklung

Wie könnte die Stadt von morgen aussehen? Blickt man in das englische Totnes, die erste selbsternannte Transition Town, vollzieht sich der große Wandel im Kleinen: in öffentlichen Gemüsegärten und lokaler Lebensmittelproduktion, in Repair-Cafés und Strohhallenhäusern. Man könnte den 8.000-Seelen-Ort mit Burg und trutziger Kirche als Treffpunkt rückwärtsgewandter Idealisten abtun, wäre Totnes nicht Ausgangspunkt einer wachsenden, weltweiten Bewegung von Initiativen, die genau das vorhaben: einen Kulturwandel einzuleiten durch praktische Experimente im Kleinen. Es geht ihnen um ein anderes Wirtschaften,

um eine Abkehr von Ressourcenverbrauch und kapitalistischem Wachstumszwang, um Gemeinschaftsbesitz und Selbstorganisation. Ziel ist die resiliente Stadt, eine Stadt also, die sich veränderten Umweltbedingungen wie dem Klimawandel und der Verknappung von Erdöl und Rohstoffen anpasst und dadurch auch in Wirtschafts-, Umwelt- und Finanzkrisen widerstandsfähig ist.

### Viele kleine Schritte

Nachdem Totnes im Jahr 2006 zur „transition“, also zum Wandel oder Übergang in eine alternative Wirtschafts- und



Joos van den Dool (vorne) mit seiner Initiative Stadtteilauto

Gesellschaftsform aufgerufen hat, haben sich zahlreiche Ableger in anderen Städten und Ländern gegründet. Mittlerweile gibt es nach Selbstauskunft des deutschsprachigen Transition-Town-Netzwerks rund 4.000 Transition-Initiativen in 50 Ländern, für Deutschland werden 120 Initiativen gezählt (vgl. [www.transitiontown.de](http://www.transitiontown.de)). Einen geografischen Schwerpunkt gibt es nicht, die Initiativen sind kreuz und quer verteilt – von linksalternativen Großstadtbezirken wie Berlin-Kreuzberg bis zu kleineren Orten wie Emskirchen oder Murg, direkt an der Grenze zur Schweiz.

In Deutschland wurde die erste Transition-Town-Initiative 2008 in Berlin-Kreuzberg gegründet („Kiez-wandler SO 36“). Ein Jahr später folgten Initiativen in Witzenhausen und Bielefeld. Im Jahr 2010 waren es bereits 20 Initiativen, allein in Berlin-Brandenburg gibt es aktuell rund 10 offizielle Transition-Town-Initiativen. Sie alle eint die Suche nach Alternativen und der Ansatz, globale Probleme lokal und in konkreten Projekten anpacken zu wollen. Die Initiativen bewegen viele kleine Hebel, indem sie im Alltag etwas anders machen. Vieles ist dabei nicht wirklich neu, dafür aber neu betitelt: Handfertigkeiten wie Stricken, Nähen und Gemüse einwecken werden in *reskilling-Projekten* (wieder-)erlernt, Überdenken heißt *rethinking*, kaputte Gegenstände werden in *Repair-Cafés* zum Leben wiedererweckt und das altbekannte Verleihen und Teilen wird in *Sharing-Initiativen* praktiziert.

Kleine Schritte also, um das große Öko-Dilemma zu überwinden? Oder vielleicht doch nur der Rückzug von den Zumutungen einer globalisierten Welt in die Heimeligkeit von selbstbeschrifteten Marmeladengläsern?

### Lokale Projekte, global vernetzt

Gegen die eher skeptische Lesart spricht die internationale Vernetzung vieler Projekte und ihr Wirken auch auf übergeordneten, strategischen Ebenen. Die Transition-Town-Initiativen entsprechen in ihrer Arbeits- und Organisationsweise dem vom Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung (vhw) als neue „Intermediäre“ bezeichneten Typus zivilgesellschaftlicher Akteure in der Stadtentwicklung. Dieser zeichne sich im Vergleich zu den „klassischen“ zivilgesellschaftlichen Akteuren wie z. B. den Wohlfahrtsverbänden, Kirchen und Gewerkschaften vor allem durch sein stark informelles und flexibles Handeln aus (vgl. Beck 2015: 233 f.). Die neuen Intermediären sind bottom-up organisiert, handlungs- und lösungsorientiert, entwickeln konkrete Ideen und Projekte und zeigen zugleich Möglichkeiten für strukturelle Veränderungen auf. Sie sind oft mit kulturellen und Fachkompetenzen ausgestattet, übernehmen eine vermittelnde Rolle zwischen Bürgern und Politik und wirken aktiv an der Koproduktion von Stadt mit (vgl. Gesemann et al. 2017). Die Kommunikation und Organisation über soziale Medien wie Facebook und WhatsApp-Gruppen ermöglicht den Aufbau eines großen Unterstützerkreises in kurzer Zeit – bei manchen Willkommensinitiativen quasi „über Nacht“ – und ein flexibles, projektbasiertes Zusammenarbeiten. Durch die Verknüpfung von analoger und digitaler Welt bleibt es bei vielen Do-it-yourself-Projekten eben nicht beim Klein-Klein der eigenen Gemüsebox, sondern die

Lösung eines konkreten Problems mündet in übergeordnete, strategische Fragen und im Engagement für nachhaltige und faire Produktionsketten (vgl. hierzu z. B. das nachfolgende Interview mit Maïke Majewski). Die aufgebauten Netzwerkkontakte in einem Projekt führen zu neuen Projekten und neuen Vernetzungsstrukturen auch auf anderen Ebenen. Auf die Gründung eines Leihladens und die Reparatur von kaputtem Werkzeug folgt z. B. die Auseinandersetzung mit geplanter Obsoleszenz und das Engagement für Open-Source-Produktionen.

### Geteilt wird nicht nur das Auto

Fragt man den Gründer des Potsdamer Carsharing-Netzwerks „StadtTeilAuto“, Joos van den Dool, nach seinen Motiven und Erfahrungen, wird schnell klar, dass es auch bei StadtTeilAuto um mehr geht als um das Einsparen von Kosten durch die Mehrfachnutzung eines PKWs. Er sieht seine Initiative als Bestandteil einer größeren Bewegung, „die sich für Nachhaltigkeit, Resilienz und Gemeinwohl engagiert. Wir wollen die Ressourcen, die uns gemeinsam zur Verfügung stehen, verantwortungsvoller nutzen und zugleich mehr Gemeinsinn unter uns stiften“. Es geht um Teilen statt Besitzen, um die effiziente Nutzung von Ressourcen und um den Aufbau eines integralen Mobilitätsangebots in Potsdam und darüber hinaus. Van den Dool sieht seine Initiative deswegen auch nicht in Konkurrenz zu professionellen Carsharing-Anbietern, sondern als praktische Ergänzung. Er steht in regem Austausch mit Forschungseinrichtungen und der Landeshauptstadt Potsdam, um gemeinsam zukunftsfähige und integrierte Mobilitätslösungen zu entwickeln. Momentan sieht sich die Initiative noch in einer Doppelrolle: Sie agiert als Informations-, Austausch- und Vernetzungsplattform für alle, die sich für integrierte Mobilitätskonzepte und Fragen rund ums Autoteilen und Carsharing interessieren. Informationen über andere Anbieter werden ebenso zur Verfügung gestellt wie über das eigene Projekt. Darüber hinaus hat van den Dool eine eigene „Flotte“ von 15 Leihfahrzeugen aufgebaut: Es gibt alte und neue Fahrzeuge, einen Sprinter, sogar drei Lastenfahrräder können ausgeliehen werden. Im Gegensatz zu kommerziellen Anbietern soll kein Gewinn erwirtschaftet werden, sondern die jährlichen Fixkosten des Autos werden zwischen den Fahrzeugnutzern solidarisch aufgeteilt. Im Mittelpunkt steht der persönliche Kontakt.

### Manchmal steht ein Erdbeerkorbchen auf dem Beifahrersitz

Obwohl auch StadtTeilAuto nicht ohne Verträge auskommt – schließlich müssen Haftungsfragen bei Diebstahl oder Unfällen geklärt sein –, basiert das Netzwerk doch ganz wesentlich auf sozialem Vertrauen als informeller Ressource. Leihende und Verleihende wohnen nah beieinander, man kennt sich aus der Nachbarschaft. Und so kommt es nach van den Dool nicht selten vor, dass über das Autoteilen hinaus ein Mehrwert für beide Seiten entsteht: Man leiht sich ein Auto, um zu Ikea zu fahren, und bringt dem anderen etwas mit. Van den Dool, der selbst sein Auto regelmäßig verleiht, berichtet von schönen Überraschungen, etwa



Foto: Stadtteilnetzwerk e.V.

Nachbarschaftstreffen bei der „Scholle 34“, copyright: Stadtteilnetzwerk e.V.

wenn das Auto mit einem Körbchen frisch gepflückter Erdbeeren auf dem Beifahrersitz zurückkommt. Schlechte Erfahrungen habe er bislang nicht gemacht, im Gegenteil: „Der persönliche Kontakt führt dazu, dass die Autos sehr gut gepflegt werden, die Menschen gehen sehr verantwortungsbewusst mit geliehenen Autos um“, so van den Dool.

### Vom Kiezauto zum Nachbarschaftshaus

Van den Dool ist einer dieser intermediären „Stadtmacher“ (vgl. Gesemann et al. 2017): Vielfach vernetzt und mit Fachwissen und interkulturellen Kompetenzen ausgestattet, bewegt er sich wie selbstverständlich zwischen den Ebenen und verschiedenen Gruppen. Neben der Initiative StadtTeilAuto ist er Mitbegründer des Stadtteilnetzwerks Potsdam-West e.V., einer Initiative, die sich für ein „attraktives, abwechslungsreiches und kreatives bürgerschaftliches und nachbarschaftliches Miteinander im Stadtteil Potsdam-West“ einsetzt ([www.stadtteilnetzwerk.de](http://www.stadtteilnetzwerk.de)). Ihr aktuell größtes Projekt ist die „Scholle 34“, eine sanierungsbedürftige, ehemalige Gaststätte der DDR-Vorzeigemoderne im Schlosspark Sanssouci, das als Nachbarschaftszentrum genutzt werden soll. Nachdem ein gemeinsam mit der Potsdamer Stadtverwaltung erarbeiteter Antrag auf Fördermittel aus dem Bundesprogramm „Soziale Integration im Quartier“ nicht erfolgreich war, verhandelt van den Dool am runden Tisch mit der Stadtverwaltung und der Potsdamer Stiftung Preußische Schlösser und Gärten, wie das Projekt aus lokalen Mitteln finanziert werden könnte.

Alle wichtigen Gutachten liegen bereits vor, nur die nötige Finanzierung fehlt, um mit den vielen Unterstützern und Sympathisanten des Projekts loszulegen und das Gebäude zu renovieren.

### Koproduktion von Stadt: Neue Aufgaben für die Stadtplanung

Das Beispiel von Joos van den Dool, die wachsende Zahl von Transition-Town-Initiativen und auch das nachfolgende Interview mit Maïke Majewski zeigen: Stadtentwicklung wird vielfältiger. Neben die bekannten Akteursgruppen treten neue, netzwerkartig und anlassbezogen organisierte Initiativen, die lösungs- und handlungsorientiert agieren und mit ihren Fachkompetenzen und kreativen Ideen Impulsgeber sind für eine innovative Stadtentwicklung. Die Stadtverwaltung kann von diesen informellen Initiativen profitieren, wenn sie den Dialog sucht und entsprechende Kooperationsformen und -strukturen etabliert. Hierbei gilt es vor allem, Schnittstellen einzurichten. Die in vielen Kommunen im Zuge der Flüchtlingskrise neu eingerichteten Koordinierungsstellen für Integrationsarbeit geben hier ein gutes Beispiel. Weiterhin funktioniert eine produktive Zusammenarbeit auf Dauer nur, wenn die Eigendynamiken und Eigenlogiken zivilgesellschaftlichen Engagements anerkannt, Spielregeln für die Kooperation benannt und eingehalten werden und sich die Partner auf Augenhöhe begegnen. Dass dies nicht überall der Fall ist, es in manchen Städten sogar zu einem Konkurrenzhaften Nebeneinander

von Verwaltung und Zivilgesellschaft und infolgedessen zu deutlichen Reibungsverlusten kommt, haben zuletzt Speth und Becker (2016) sowie Prika Daphi (2017) für den Bereich der Flüchtlingspolitik aufgezeigt.

Die Stadt Potsdam ist hier Vorreiter: Im Jahr 2013 wurde das Modellprojekt „Strukturierte Bürgerbeteiligung“ initiiert, 2016 wurden die angestoßenen dialogischen Dialogprozesse und Kooperationen mit der „WerkStadt für Beteiligung“ und dem Potsdamer Beteiligungsrat verstetigt (vgl. Kärsten 2016: 259). Indem Dialogforen dauerhaft eingerichtet und der Beteiligungsrat als Beteiligungsgremium zu Fragen der Bürgerbeteiligung rechtlich verankert wurde, ist es gelungen, eine gute Beteiligungskultur zu etablieren und verbindliche Regeln für eine frühzeitige Information, Partizipation sowie eine Kommunikation und Zusammenarbeit auf Augenhöhe zu verankern. Ein Schritt in Richtung Good Local Governance.

#### Weiterführende Links:

[www.transitiontown.de](http://www.transitiontown.de) (15.03.2018)

[www.stadtteilnetzwerk.de/ziele](http://www.stadtteilnetzwerk.de/ziele) (15.03.2018)

**Joos van den Dool** studierte Architektur in Belgien und Frankreich. Von 2006 bis 2010 war er Berater für Städtebau und Raumplanung bei BVR adviseurs in Rotterdam (Niederlande). Er beriet kommunale, regionale und nationale Regierungen sowie private Investoren und NGOs zu komplexen Fragen der Raumplanung und -entwicklung. Anschließend gründete er VisionInForm, eine Agentur, die ko-kreative Prozesse gestaltet und moderiert. Van den Dool ist Gründer des nachbarschaftlichen Carsharing-Netzwerks StadtTeilAuto, Vorsitzender des Stadtteilnetzwerks Potsdam-West e.V. und Vorsitzender der Kultur- und Inklusionsorganisation SinneWerk e.V. in Berlin.

Tel. +49 162 4824479  
joos.vandendool@visioninform.eu



#### **DR. GABRIELE SCHMIDT**

hat Politikwissenschaften sowie Stadt- und Regionalplanung studiert und anschließend bei Hartmut Häußermann am Institut für Soziologie der Humboldt-Universität zu Berlin promoviert. Seit 2013 leitet sie die Wissenschaftskommunikation der Akademie für Raumforschung und Landesplanung (ARL).

Tel. +49 511 3484256  
schmidt@arl-net.de

#### Literatur

Beck, S. (2015): Stadtentwicklung mit der Netzwerkgesellschaft. Zur Renaissance intermediärer Akteurslandschaften. In: Forum Wohnen und Stadtentwicklung (5), 231-235.

Daphi, P. (2017): Zur Kooperation von Behörden und Zivilgesellschaft in der Unterstützung Geflüchteter. Chance und Differenzen. In: Forschungsjournal Soziale Bewegungen (FJSB) (3), 34-45.

Gesemann, F. et al. (2017): Stadtmacherinnen und Stadtmacher – Zur neuen Vielfalt intermediärer Akteure in Berlin in den Themenfeldern Stadtentwicklung und Flüchtlingspolitik. Abschlussbericht zur Explorationsstudie im Auftrag des Bundesverbands für Wohnen und Stadtentwicklung. Berlin.

Kärsten, K.-U. (2016): Modellprojekt für eine gute Beteiligungskultur. WerkStadt für Beteiligung der Landeshauptstadt Potsdam mit Machen e.V. In: Forum Wohnen und Stadtentwicklung (5), 259-262.

Speth, R.; Becker, E. (2016): Zivilgesellschaftliche Akteure und die Betreuung geflüchteter Menschen in deutschen Kommunen. Berlin.

Interview

## DIE TRANSFORMATIVE KRAFT DES TEILENS

Ein Gespräch mit Maike Majewski, Mitgründerin des ersten Berliner Leihladens „Leila“, über neue Formen des Teilens, nachhaltige Produktionsformen und die Gründe, warum manche zivilgesellschaftlichen Projekte erfolgreich sind und andere scheitern

Das Interview führte Gabriele Schmidt.

### **Maike, du hast mit Nikolai Wolfert den ersten Leihladen Berlins gegründet, „Leila“. Was war eure Motivation, einen solchen Laden zu gründen?**

Nikolai Wolfert und ich kommen zunächst einmal aus zwei verschiedenen Richtungen. Nikolai hat Soziologie studiert und den Umsonstladen „ULA“ der TU Berlin mit aufgebaut. Ich bin als Gründerin der Transition-Town-Initiative in Pankow vom Nachbarschaftshaus eingeladen worden, einen Vortrag über diesen „Stadt im Wandel“-Ansatz zu halten. Als Pädagogin wollte ich zu der Zeit vor allem Nachhaltigkeit für Kinder erlebbar machen. Mir ging es darum, etwas zu machen, was über einen einmaligen Workshop hinausreicht, etwas Dauerhaftes. Deshalb habe ich nachgedacht, was Kindern naheliegt: Sie teilen ihre Spielsachen. Diesen Impuls wollte ich weiterverfolgen und aufgreifen, indem ein Ort geschaffen wird, an dem es ganz normal ist, dass man Dinge, die man gerade nicht braucht, weitergibt und teilt. Susanne vom Nachbarschaftshaus machte mich schließlich mit Nikolai bekannt, der eine ähnliche Idee verfolgte. Obwohl wir uns nicht kannten, haben wir beschlossen, ein gemeinsames Projekt zu entwickeln. Das Nachbarschaftshaus hat uns zu Beginn einen Probemietvertrag gegeben, sodass wir zügig loslegen und die Projektidee ausprobieren konnten.

### **Auf eurer Website gibt es eine ganze Bandbreite von Dingen, die man leihen kann. Wer nutzt dieses Angebot? Gibt es eine bestimmte Zielgruppe?**

Wir haben gezielt ein Sortiment aufgebaut, das von vor der Geburt bis zum hohen Alter reicht. Unser Angebot geht deshalb von Milchpumpen über Party-Geschirr bis zu Inhalatoren für Senioren. Aus diesem Grund haben wir ein breites Publikum: Neuankömmlinge, die noch keine Nachbarn kennen und schließlich über unseren La-

den stolpern, wenn sie zum Einzug eine Leiter und eine Bohrmaschine brauchen, und auch Menschen, die sich fürs Teilen aufgrund des Klimaschutzes interessieren.

Den größten Anteil macht aber die Laufkundschaft aus. Viele Menschen kommen in unseren Laden, weil sie ihn für einen Secondhandladen halten. Sie kommen rein und fragen: „Was kostet das denn?“. Und wir antworten: „Nichts. In diesem Laden gibt es kein Geld.“ Der Umsonstbereich im Geschäftseingang ist also ein guter Gesprächseinstieg. Wir haben aber bewusst nur einen Teil auf diese Weise gestaltet, weil uns am Umsonstladen nicht gefällt, dass Gegenstände nur von einem Privatschrank in den anderen verteilt werden. Es gibt Dinge, die man nicht zu Hause lagern muss. Dieser Umstand hat bei Nikolai den Ausschlag gegeben, aus dem Umsonstladen einen Leihladen zu machen. Er hat festgestellt, dass manche Dinge ohnehin wiederkommen. Die Leute brauchen sie nicht mehr und bringen sie zurück.

### **Gibt es bestimmte Leihgegenstände, die gut laufen und andere, die eher „Ladenhüter“ sind?**

Ja, natürlich gibt es Dinge, die einfach schwierig zu verleihen sind, wie zum Beispiel Umstandsmode, die nicht gut lief. Die Leute haben so unterschiedlich geformte Körper und viele wollen diese Kleidung individuell besitzen. Kleidung ist insgesamt für viele kein Leihgegenstand. Selbst Skihosen haben wir relativ schnell aufgegeben. Was gut angenommen wird, ist Werkzeug. Das Leihen von Werkzeug beinhaltet aber auch Probleme. Ein Beispiel: Eine normale Bohrmaschine aus dem Baumarkt ist dafür designt, dass sie gekauft, für das Bohren von drei Löchern benutzt und dann für die nächsten fünf Jahre in den Schrank gelegt wird. Wenn man anfängt, so eine einfache Bohrmaschine regelmäßig zu verleihen, ist sie innerhalb von zwei Monaten kaputt. Das Material hält



Foto: Leila

Nikolai Wolfert in dem von ihm mit gegründeten Leihladen „Leila“

das nicht aus. Normalerweise merkt man dies nicht, und die Bohrmaschine hält auch ihre Garantiezeit, aber das liegt schlicht daran, dass sie so wenig benutzt wird. Deshalb können eigentlich nur Profibohrmaschinen sinnvoll in einen Leihbestand übernommen werden, aber dafür müsste sich erst jemand finden, der seine teure Bohrmaschine an die Leihgemeinschaft spenden würde. Meine Erfahrung aus den ersten zwei Jahren ist, dass wir pro Jahr etwa fünf Bohrmaschinen verschlissen haben. Selbst wenn man damit dann zum Repair-Café geht, bekommt man sie nicht mehr repariert, weil es keine Ersatzteile dafür gibt. Diese Probleme mit der geplanten Obsoleszenz haben mich dazu bewogen, bei einem anderen Projekt einzusteigen, den Open Source Circular Economy Days. In diesem internationalen Netzwerk es darum, Gegenstände in Zukunft so zu konstruieren, dass Bauteile leicht ausgetauscht und weiterentwickelt werden können, und dass am Ende im Sinne einer Kreislaufwirtschaft ein komplettes Recycling möglich ist.

#### Was macht ihr konkret in diesem Projekt?

Das Projekt gibt es seit etwa drei Jahren. Unser Projekt ist ein weltweites Netzwerk mit unterschiedlichen lokalen Schwerpunkten. In Berlin beschäftigt sich die größte Gruppe mit Textilien, weil die Modeindustrie einer der größten Umweltverschmutzer ist. Hier geht es zum Beispiel darum, Schnittpläne für alle einsehbar zu machen, damit die Kleidung nicht mehr um die Welt verschifft werden muss, sondern vor Ort hergestellt werden kann. Uns geht es aber auch darum, Baupläne offenzulegen,

d.h. im Internet frei zugänglich zu machen. Wenn jemand ein Ersatzteil für ein Gerät nachbauen möchte, kann dieses Wissen mittels frei zugänglicher Pläne für alle zur Verfügung gestellt werden. Auch für die Maschinen gibt es mittlerweile Open-Source-Pläne, etwa für den Bau eines Lasercutters oder 3-D-Druckers. Diese Bewegung ist natürlich noch am Anfang, und wenn man auf die Website geht, darf man nicht erwarten, dass man für das eigene Problem sofort die eine zielführende Lösung erhält. Aber durch das vernetzte Denken werden auch Produktionszyklen stärker hinterfragt. Es geht z.B. auch um Fragen wie: „Wenn ein Kleidungsstück seine Aufgabe als Kleidungsstück beendet hat, was passiert dann als Nächstes damit?“. Wenn diese Fragen im Vorfeld bedacht sind, können Kleidungsstücke viel nachhaltiger designt werden. Es gibt z.B. Reißverschlüsse aus Plastik, die an einem Textilband festgeschweißt sind, was sich nicht mehr voneinander lösen und recyceln lässt. Vorteilhaft wären stattdessen Reißverschlüsse aus kompostierbarem Plastik oder der komplette Verzicht auf Kleidungsstücke mit Reißverschlüssen und Knöpfen. Durch die Beschäftigung mit diesen Fragen habe ich bereits viel über Textilfasern und Färbemethoden gelernt. Es geht dabei auch z.B. um Open Labels. Momentan wird nur grob angezeigt, aus welchem Material ein Kleidungsstück besteht, z.B. ob es aus Baumwolle oder Leinen hergestellt wurde. Man weiß aber nicht, mit welchen Chemikalien das Kleidungsstück behandelt wurde und wie diese sich bei der Weiterverarbeitung verhalten werden.

### **Wie geht es mit dem Projekt „Leila“ weiter, nachdem du dich dem neuen Projekt zugewandt hast?**

Den Laden gibt es noch, Nikolai ist noch da. Aber der Trick bei diesen Projekten ist, dass man von Anfang an das Ziel haben sollte, sich selbst überflüssig zu machen.

### **Warum?**

Alles sollte von vornherein so angelegt sein, dass das Projekt im Falle einer Krankheit oder eines Wegzugs auch ohne die Gründer weiterlaufen kann. Wenn ich also feststelle, dass ich etwas Neues machen möchte, weil sich zum Beispiel Interessen verlagert haben, sollte ich noch aus dem Projekt aussteigen können, ohne dass alles zusammenbricht.

### **Wie gelingt das?**

Man muss dafür sorgen, dass Wissen transparent geteilt wird und genügend Leute in den Arbeitsablauf eingeweiht sind. Das heißt aber auch, dass das Team von vornherein nicht zu klein sein darf. Man braucht also ein Kernteam von mindestens drei bis vier Leuten, damit auch Personen ausfallen können. Innerhalb der Gruppe sollte alles Wichtige geklärt werden, wie die Bedienung der Leihsoftware, wer welche Schlüssel hat, wie die Abrechnung gemacht wird und wo der Mietvertrag liegt. Die laufende Dokumentation ist zwar etwas nervig, aber es lohnt sich auf Dauer.

### **Ein größeres Team erzeugt aber auch mehr Abstimmungsbedarf. Ich habe auf eurer Website gelesen, dass ihr alle Entscheidungen basisdemokratisch trefft.**

Das ist das Ziel, das klappt natürlich nicht immer.

### **Wie funktionieren Abstimmung und Entscheidungsfindung bei „Leila“? An welchen Punkten knirscht es vielleicht auch mal?**

Es knirscht manchmal gewaltig. Deswegen haben wir relativ früh beschlossen, eine „Do-okratie“ einzuführen. Bei „Leila“ bedeutet dies: Wer etwas für den Laden tut, darf Entscheidungen treffen, aber dabei gilt das Vier-Augen-Prinzip. Es gibt bei uns den Grundsatz, dass eine Entscheidung von mindestens zwei Leuten gefällt werden muss, z.B. wenn es darum geht, aus dem Leihbereich bestimmte Gegenstände auszusortieren. Man kann nicht alles mit der ganzen Gruppe entscheiden. Durch dieses Prinzip können wir spontan entscheiden, aber keiner macht Alleingänge. Das einzige, was wir nicht auf dieser Basis entscheiden, sind Regeländerungen zu tiefgreifenden Fragen. Das muss die ganze Gruppe machen. Es gab zum Beispiel die Debatte, ob wir einen monatlichen Soli-Euro einführen sollen, weil wir nicht genügend Spenden haben, um die Ladenmiete zu tragen. Bei solchen Punkten müssen wir natürlich auch die Mitglieder befragen.

### **Die Projektideen, die man auf der Transition-Town-Website findet, sind im Endeffekt nicht völlig neu. Geteilt wird ja schon immer. Trotzdem scheint es, als ob es eine „neue Lust am Teilen“ gibt. Woher kommt sie? Und was zeichnet die neuen Formen des Teilens aus?**

Ja, Teilen gab es schon immer, das stimmt natürlich. Wer z.B. Kinder hat, weiß, dass es ziemlich normal ist, Kinderkleidung weiterzugeben, sobald die eigenen Kinder rausgewachsen sind. Was sich im Zuge der Digitalisierung aber verändert hat, ist, dass Teilen nun öffentlich gemacht wird. Das Besondere ist also das Teilen im öffentlichen Raum, z.B. durch Giveboxes, öffentliche Bücherschränke, Tauschplattformen etc. Der Vorteil daran ist, dass Gegenstände den Besitzer oder die Besitzerin wechseln können, ohne dass es eine persönliche Beziehung gibt. Diese neue Art zu Teilen ist die Antwort auf eine zunehmend atomisierte Gesellschaft. In Städten wie Berlin, in die viele Leute ziehen, ohne dort jemanden zu kennen, sind solche Orte von elementarer Bedeutung, damit Gegenstände überhaupt ihren Weg vom einen zum anderen finden. Einen anderen Grund sehe ich darin, dass Teilen und Schenken in unserer Überflussgesellschaft die einfachsten Wege sind, etwas gegen den Klimawandel zu tun. Viele Leute haben das Gefühl, dass sie etwas für die Umwelt tun müssen. Gegenstände zum Leihladen zu bringen ist etwas, das jeder machen kann, ohne den eigenen Lebensstil groß ändern zu müssen. Für uns heißt das aber zugleich, dass ein Leihladen auch Rebound-Effekte<sup>1</sup> hat. Nach dem Motto: „Ich schmeiße die Sachen ja nicht mehr weg, dann kann ich mir auch mehr T-Shirts kaufen.“ Deswegen haben wir als einen der ersten Gegenstände im Leihladen ein Sofa angeschafft.

### **Warum?**

Damit die Menschen, die zu uns kommen, nicht nur anonym ihre Sachen abgeben, sondern miteinander ins Gespräch kommen. „Leila“ versteht sich also auch als sozialer Raum, in dem man sich rund um das Thema „Ressourceneinsparung“ beraten lassen kann. Das wird rege in Anspruch genommen, denn es gibt in der Stadt immer weniger öffentliche Räume, in denen sich Menschen bei kaltem Wetter aufhalten können, ohne konsumieren zu müssen. Im „Leila“ gibt es immer umsonst Tee und man kommt ins Gespräch. Das ist enorm wichtig, um eine Verhaltensänderung zu erreichen.

<sup>1</sup> Mit dem Begriff „Rebound“ werden in der Energieökonomie Effekte bezeichnet, die dazu führen, dass das Einsparpotenzial von Effizienzsteigerungen nicht oder nur teilweise ausgeschöpft wird. Ein Beispiel: Wenn ein PKW weniger Treibstoff benötigt und dadurch Benzinkosten gespart werden können, werden die Einsparpotenziale zum Teil dadurch verringert, dass mehr oder längere Strecken mit dem Auto zurückgelegt werden.

**Du hast bereits bei vielen Projekten mitgemacht und bist gut vernetzt. Abgesehen von der frühen Organisation des Wissenstransfers, was zeichnet erfolgreiche Ehrenamtsprojekte aus deiner Sicht aus?**

Zu Beginn ist eine entspannte Einstellung von Vorteil. Man muss am Anfang nicht genau wissen, was man tun wird. Auch wenn das Ziel ruhig groß sein kann: Wichtiger ist das Herumexperimentieren und Ausprobieren im Kleinen – überschaubare Investitionen in Zeit, Energie und Geld reichen erst mal aus. Wenn es dann schiefgeht, ist es noch nicht gravierend. Im weiteren Verlauf sollte man auf eine kontinuierliche Dokumentation und auf Feedback-Loops achten. Feedback erhält man zwar schnell, aber man muss sich auch die Zeit nehmen, es auszuwerten. Die unterschiedlichen Meinungen innerhalb der Gruppe können dabei sehr bereichernd sein und man kann viel voneinander lernen. Aus diesem Gedanken heraus haben wir auch das Leihladen-Netzwerk gegründet. So können andere, die auch einen Leihladen gründen wollen, uns nach unseren Erfahrungen fragen. Dabei sollten nicht nur Erfolge, sondern auch Fehler weitergegeben werden, damit andere sie nicht noch mal machen müssen. Zu guter Letzt fällt mir noch ein, dass sich nach einer gewissen Projektlaufzeit negative Dynamiken einstellen können, die man im Blick haben sollte. Zum einen gibt es den meisten Zoff, wenn die Leute nur kommen und das Projekt machen und ansonsten voneinander nichts wissen. Also wenn die Leute z.B. nicht wissen, warum der andere in letzter Zeit immer so schnell weg und schlecht gelaunt ist. Zum anderen darf die Projektstruktur nicht verkrusten. Es muss einen Raum geben für neue Leute, für ihre Sichtweisen und Ideen. Es passiert sonst schnell, dass Alteingesessene wissen, wie der Hase läuft, und die Neuen keinen Raum für ihre Initiative finden. Man muss daher auch zulassen können, dass sich ein Projekt anders entwickelt, als man es ursprünglich geplant hat. Der Punkt, an dem ich zum Beispiel aus dem Projekt ausgestiegen bin, war, dass ich wollte, dass sich das Projekt in eine Richtung weiterentwickelt und das gesamte Team aber in die andere Richtung wollte. An dem Punkt habe ich eingesehen, dass ich in der Minderheit bin und entweder mit schlechter Laune weitermachen kann oder einfach gehe und mich einem neuen Projekt zuwende.

**Worum ging es damals?**

Es ging um die Mitgliedsbeiträge. Ich wollte, dass die Mitgliedschaft beitragsfrei bleibt, die anderen wollten Mitgliedsbeiträge. Ich verstehe inzwischen besser, warum das doch keine schlechte Idee war. Aber damals waren wir einfach unterschiedlicher Meinung und es war dann besser, sich im Guten zu trennen, als an dieser Frage das Projekt auseinanderbrechen zu lassen. Es hat also keinen Sinn, verbissen an bestimmten Ideen oder Grundsätzen festzuhalten. In diesem Zusammenhang finde ich das System der Soziokratie sehr gut. Normalerweise gibt es ja bei Abstimmungen folgende Optionen: Ja, Nein, Enthaltung. In der Soziokratie gibt es noch „Nein, aber macht

trotzdem“. Dieses Tool ist enorm wichtig. Es gibt einem die Möglichkeit auszudrücken, dass man mit einer Sache enorme Bauchschmerzen hat, aber nicht das ganze Team aufhalten will. Man gibt zuzusagen seine Nein-Stimme zu Protokoll, lässt den anderen aber ihren Handlungsspielraum und blockiert nicht alle. Das hilft, gerade in solchen Zusammenhängen, in denen alle gleichberechtigt sind, zu Entscheidungen zu gelangen.

**Welchen Rat würdest du Ehrenamtlichen mit auf den Weg geben?**

Es hat auf Dauer keinen Sinn, Projekte nur aus altruistischer Überzeugung zu machen. Wenn man gar nichts vom eigenen Engagement hat, nicht einmal Spaß und Freude, dann ist es auf Dauer nur frustrierend. Ich sage Ehrenamtlichen immer wieder: „Du bist hier freiwillig, du musst es nicht machen. Wenn es dir keinen Spaß macht, dann lass es doch.“ Und wenn die Leute dann sagen: „Wenn ich es nicht mache, dann macht es doch keiner!“, dann sage ich ihnen: „Ehrlich, wenn es niemand sonst macht, ist es vielleicht auch gar nicht so wichtig.“ Denn wenn eine Sache nur dir wichtig ist und sie sonst niemand wertschätzen kann, erhältst du natürlich auch nie ein Lob. Es ist nicht verwerflich, vom Ehrenamt in gewisser Weise auch zu profitieren.

**Was war dein persönlicher Mehrwert bei „Leila“?**

Zum einen habe ich aus dem Umsonstladen viele Dinge für meine Familie mitgenommen. Und zum anderen habe ich sehr viel über Textilien und über die Reparatur von Elektrogeräten gelernt. Aber natürlich hatte auch ich Phasen, in denen ich total frustriert war. Und das, was ich nun anderen Ehrenamtlichen mit auf den Weg gebe, sind natürlich alles Erfahrungen, die ich auch erst einmal selbst machen musste.

**Zum Abschluss: Was war dein schönstes Erlebnis bei „Leila“?**

Meine Lieblingsgeschichte ist die von einem Chinesen, der vor einiger Zeit bei uns im Laden stand, weil sein Koffer beim Flug verloren gegangen ist. Ich habe keine Ahnung, wie er auf unseren Laden gekommen ist. Aber wir haben ihn erst einmal mit Kleidung ausgestattet. Als sein Koffer aufgetaucht ist, hat er uns alles wieder zurückgebracht.

**Maika, vielen Dank für das Interview!**



**MAIKE MAJEWSKI**

hat Medizin, Geschichte, Englisch und Pädagogik studiert. Sie arbeitet freiberuflich als Übersetzerin sowie in den Bereichen Umwelt- und Jugendbildung. Sie ist für die Öffentlichkeitsarbeit und die Koordination von Transition Town Pankow verantwortlich und engagiert sich darüber hinaus in verschiedenen sozialen Projekten.  
mail@maika.majewski.de